

121 Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Also,“ begann er, „Frau de Bellice ging niemals zu Vermantes; in ein Haus, in dem ihr Mann so freundschaftlich verkehrte! . . . Das ist doch sonderbar; fanden Sie das natürlich?“

Sie glaubte sich aus der Affäre zu ziehen, wenn sie diese Meinung bestätigte.

„War sonst außer Ihnen noch jemand darüber erstaunt?“

Sie legte die Hand auf den Mund wie ein erschrockenes Kind, das nicht antworten will.

„Fand niemand diese Sache eigentümlich?“ fragte noch einmal Herr Motiers de Fraisse.

„O ja . . . man fand es merkwürdig . . . aber wer . . . die Portierfrau . . . die Waschfrau . . . das waren Klatschereien!“

„Hier haben Sie auch Klatschereien zu wiederholen, Frau Donnaz! . . . Hier ist nichts gleichgültig. Wir wollen wissen, im Interesse der Wahrheit, im Interesse aller, weshalb der General dem Angeklagten so viel Zuneigung bezeugte. Also was wissen Sie?“

„Ich war doch nur ein armes Dienstmädchen . . . ich wußte so wenig!“

Herr Motiers de Fraisse machte eine befehlende, ungeduldige Bewegung.

„Sagen Sie alles, was Sie wissen! . . . Sie haben geschworen, die volle Wahrheit zu sagen, und Sie haben Ihren Schwur zu halten! An dem Punkte, an dem wir angelangt sind, können Sie nicht mehr schweigen. Warum hatte der General so viel Zuneigung für Vermantes? Ich verlange, daß Sie es sagen!“

Die alte Frau zog die Schultern ein und machte sich so klein wie möglich.

„Aber er war doch sein Pate, Herr Präsident . . . sein Pate! . . . Er hat ihn doch zur Welt kommen sehen . . . Herr Lionel war doch der Sohn von . . . von seinem Freund!“

Das alte Geheimnis, das so viele Jahre erstickt gewesen war, stieg aus dem Abgrund empor, es war da und zitterte auf diesen Lippen, die es gleich preisgeben würden. Alles wartete mit angehaltenem Atem. Vermantes war aufgestanden und blickte über den Kopf von Brévine hinweg, der seinen schwarzen Ärmel der Zeugin abwehrend entgegenstreckte. Chaussy hatte sich aufgerichtet, ihm traten die Augen aus dem Kopf heraus. Autor hatte sich über sein Pult vorgebeugt, um das entscheidende Wort aufzufangen.

„Sie sagen nicht alles!“ rief der Präsident.

Um Luise Donnaz herum begannen sich die Köpfe der Richter, der Gerichtsdiener, der Gendarmen, der Soldaten, alle diese Barett, Helme, kahle Schädel in wildem Tanze zu drehen. Die Kehle war ihr wie ausgetrocknet, ihre Stirn war mit Schweiß bedeckt, dicke Tränen rollten ihr die Wangen herab, ihre alten Glieder begannen zu zittern.

„Ach,“ sagte sie, „ich . . . sagte alles, — alles was ich sagen konnte.“

Eine Menge unklarer Erinnerungen zogen jetzt an Vermantes' Geist vorüber. Diese Szene erklärte ihm plötzlich unbestimmte Eindrücke, die ihn bisher kaum beschäftigt hatten. Er war wie von Phantomen umgeben, er sah Herrn de Bellice in den Salon treten — an ihrem Tisch sitzen — plaudern, rauchen, lachen; dann sah er ihn während der Agonie seiner Mutter jeden Augenblick kommen — sich auf den Stuhl setzen, den man ihm wies — warten — und beim Weggehen sah er einen solchen Schmerzszug auf dem harten Gesicht, daß dieser Ausdruck sich dem Kinde eingeprägt hatte, und ihm heute vor Augen stand und ihm die Wahrheit zuschrie . . .

„Warum können Sie nicht sagen, was Sie wissen?“ fuhr Herr Motiers de Fraisse fort. „Was hindert Sie?“

Die alte Frau rang stöhnend die Hände.

„Ich habe geschworen . . . ich habe geschworen . . .!“

„Sie haben geschworen, nichts zu sagen? Wem haben Sie das geschworen?“

„Ihm! . . .“

„Solche Schwüre haben hier keinen Wert. Hier gilt nur ein Schwur, und zwar der, den Sie soeben geleistet haben. Sie schworen, die volle Wahrheit zu sagen.“

Ein wahnsinniger Schrecken erschütterte Vermantes. Ein verzweifelter Schrei „Schweigen Sie!“ erklang in seiner Kehle, gleichzeitig ein übermäßiges Bedürfnis, bis in die Tiefen seines Schicksals zu tauchen, zog ihn zu dieser Frau, deren Aussehen, deren Stimme, deren Existenz er fast vergessen hatte. Sie wandte sich ihm flehend mit gefalteten Händen zu, als ob er allein sie aus dieser Falle befreien könnte, in die man sie gelockt hat. So starrten sie sich einige Sekunden an und mit gebrochener Stimme rief der Unglückliche gegen seinen Willen:

„Sprechen Sie . . .! Sprechen Sie doch!“

Luise Donnaz zögerte wieder. Schließlich ganz leise, als ob sie sich nur allein an ihn wandte, flüsterte sie wie in der Weichte:

„Er war Ihr Vater, Herr Lionel . . .“

Niemand hörte die Worte. Alle errieten sie. Dumpfes Gemurmel entstand, es schwoll nach und nach an und erfüllte das Prätorium. Den Kopf in den Händen, sank Vermantes auf die Bank zurück. In der allgemeinen Verwirrung beriet sich der Präsident mit seinen beiden Beisitzern. Autor war erregt aufgesprungen. Brévine erhob sich, um den Antrag zu stellen, daß die Untersuchung weiter ergänzt werden sollte. Der Gerichtshof zog sich zurück, um darüber zu beratschlagen, der Saal wogte wie ein bewegtes Meer: nicht mehr wie im Anfang wisperte man, man bebte, atmete laut, man schrie. Die Blasierten, die nach ganz besonderen Erregungen jagten, waren hier auf ihre Kosten gekommen: Crévola, der überall einschloß, weil keine Erregung für seinen trägen Geist gepfeffert genug war; Valens, den sein Beruf zwang, großen Dramen, die sich auf der weiten Weltbühne abspielten, zu lauschen; Broz, Labanher, die sich von jedem Pariser Familiengeheimnis unterrichtet glaubten, Montjorrot, dessen Kunst so gut die wahren Leidenschaften nachahmte: die vielen niedlichen Frauchen, diese geschwägigen Papageien, fühlten einen geheimnisvollen, schaurigen Atem über sich hingleiten. Dufel Marney starrte vor Schande fassungslos auf den Erdboden, als ob er erwartete, daß er sich jeden Augenblick öffnen sollte. Die Kinder wagten nicht, sich anzusehen. Frau d'Entraque heftete ihre vor Erregung weit geöffneten Augen auf sie. Chaussy zwirbelte an seinem Schnurrbart. Das Unglück des Feindes, gegen den sein früherer Groll sich in polemischen Artikeln Luft gemacht hatte, war vielleicht noch größer als Haß.

Der Gerichtshof kehrte zurück; die Einwände der Verteidigung waren durch sehr gute Beweggründe abgeleckt worden: zwischen dem Opfer und dem Angeklagten bestand kein geschlechtes Band. Das Zeugnis von Luise Donnaz lieferte keinen juristischen Beweis für die Vaterschaft des Generals. Bestand diese Vaterschaft, so war Vermantes ein Ehebruch erzeugtes Kind, für das gesetzlich weder Rechte noch Pflichten bestanden. In keinem Falle konnte er des Vätermordes bezichtigt werden. Wieder einmal triumphierte eine dieser Lügen, welche soziale Kunstgriffe geschaffen und die der Natur Gewalt antun. Ein solcher Firnis soll die schärffsten Unebenheiten des Lebens glätten, und unter dem Gewebe des Scheins werden die Schrecken der düsteren Wirklichkeit versteckt.

Die Verhandlung wurde auf den nächsten Tag vertagt.

Wenn auch die Pläne des Präsidenten zusammengestürzt waren, die Anklage wurde dadurch nicht berührt; aber die Verteidigung war in tiefer Verwirrung.

9. Kapitel.

Als das Publikum den Saal verließ, stand es unter dem Eindruck der Enthüllungen: Arbeiter, Handwerker, Herren der Gesellschaft, Militärs, hübsche Frauen, alle, die Blasierten oder die Naiven, waren von demselben Schauer gepackt. Langsam verließen sie das Gericht und standen erst in Gruppen auf dem Platz vor dem Gebäude, ehe sie sich trennten. Nicht wie sie gekommen waren, gingen sie von dannen; ein wenig mokant, ein wenig grausam waren sie, wie zu einem Schauspiel, hierher geeilt. Ohne daß sie sich über die Gründe

Nur werden konnten, hatte sich Vermantes ihre Sympathie erworben. War es, weil aus seinen Worten Ehrlichkeit geschlungen hatte, war es seine gute Haltung oder erweckte sein Schicksal in ihnen eine Ahnung, daß sie dasselbe Unglück, an jeder Straßenecke drohend, treffen konnte? Ihr Neid fand keine Nahrung mehr und verschwand nun von selbst. Spähen den Blickes, mit der Zigarre im Munde, kam Chaussy allein heraus. Voller Feindseligkeit sah man ihm nach; flüsternd wurde er abgeurteilt. Da er gewöhnt war, die Menge zu sondieren, fühlte er ihren dumpfen Tadel, und der genügte, den Schimmer von Mitleid, der in seinem Herzen aufgeflackert war, zu erlöschten. Verächtlich und hochmütig ging er an den Gruppen vorbei, die sein niedriges Vorgehen verurteilten. Seine Geschicklichkeit, Zwietracht zu sähen, seine Kunst, den Groll der Klassen, den Haß der Parteien auszumühen, wurde erörtert.

Alles stand noch unter dem Eindruck der schrecklichen Szene. Der Straßenlärm, die gute Luft, die man in vollen Zügen atmete, die freien, vielleicht glücklichen Menschen, die vorbeigingen, begannen wohlthuend auf die noch wie gelähmten Zuhörer zu wirken. Die nichts sagenden Worte, mit denen sie ihrer Erregung Ausdruck gaben, kontrastierten mit ihrem Empfinden.

Sola Mammette stand auf dem Trottoir der Präfektur gegenüber und tippte fortwährend mit ihrem Sonnenschirm auf den Asphalt. Dabei sagte sie zu ihrer Freundin Aline:

„Na so etwas! Na so etwas! Wirklich großartig!“

Sie fand keine anderen Worte, um ihren Eindruck wiederzugeben. Aber ihre zarte Gestalt zitterte, und etwas Undefinierbares lag in ihren schwarzen, großen, leeren Augen. Aline schüttelte nur den Kopf und biß die Lippen zusammen. Sie war klüger, und zwar klug genug, um zu schweigen. Während des Verhörs mit Luise Donna hatte sie ihr Taschentuch zerrissen — ein entzündendes, mit Brüsseler Spitzen besetztes Tuch — und jetzt biß sie die Fäden entzwei. Sie standen eine Zeitlang unbeweglich, und dann eilten sie wie Stare vor dem Gewitter hastig von dannen.

Lavenne und Proz näherten sich Frau de Luseney, einer sehr bekannten Dame der Pariser Gesellschaft, die sich verpflichtet glaubte, schriftstellerisch tätig sein zu müssen. Ihr Wagen harrte am Ausgang; sie hatte ein Embyssem und konnte keine vier Schritte machen, ohne den Atem zu verlieren. Sie führte alle Dinge auf die Literatur zurück und sah das Leben vom Standpunkt der Bücher aus an, wie sie die Natur von Bildern aus beurteilte. Für sie war eine Landschaft nie etwas anderes als ein Corot, ein Daubigny, ein Cabat. Eine „Geschichte“ war der reine Zola, Daudet, Dumas fils und Maupassant. Sehr rot, atemlos klopfte sie mit dem Fächer auf Lavannes Arm und rief:

„Ist das nicht Oedipus, König Oedipus? Diese alten Mythen kehren immer zurück.“

Sie hielt Frau Aurora Windelmatten fest, die ihre Amtsröbe abgelegt hatte und eine sehr elegante Straßen-toilette trug. Das graue Kleid aus Seidenleinen hatte eine haushaltige Taille mit Kimonoärmeln. Der Halsausschnitt war tief genug, um den hübschen Nacken zu zeigen. Der weiße, aufgeklappte Strohhut war mit Flügeln garniert.

(Fortsetzung folgt.)

„Genosse, ich kann den Brief nicht nehmen . . .“

Von Eugen Goldberg.

Der Wind heult! In der kleinen Petroleumlampe flackert die Flamme, züngelt hin und her, biegt sich und beugt sich. Phantastisch tanzt der Schatten des Teetessels an den runden Wänden der Turmzelle. Auf der harten Krißsche liege ich seitgeköllt in meinen Pelz und lausche dem Lied des Windes. In den verrosteten Angeln knarrt das Fenster und ächzt. Die kleine Ratte, die mir sonst Gesellschaft leistet, grazios über den Tisch läuft, hin und her huscht, magt sich heute aus dem Loch nicht heraus. Ganz allein bin ich heute. Starre zur Decke. Lasse müde den Blick über die Wände gleiten. Alles so bekannt. Die Namen an den Wänden. Kommentare der Nachfolger: „Ab nach dem Zuchthaus zu Smolensk“, „Hingerichtet in Wilna“ . . . Und daneben immer und immer wieder: „Es lebe der Kampf“, „Es lebe die Revolution“.

Der Wind heult, und wieder flackert das Licht in der Lampe, wieder tanzen phantastische Schatten. Immer fester hülle ich mich in den Pelz, den sie mir gelassen haben: Es ist kalt in der Turm-

zelle. Schon ermüden die Augen und fallen langsam zu. Da plötzlich fahre ich auf. Draußen auf der eisernen Treppe höre ich Schritte und Kettengelirr, Stimmen und Kommandorufe. Sie nahen in der Richtung meiner Zelle. Unter mir verstummen sie. Dampf dröhnend fällt in der unteren Turmzelle die eisenbeschlagene Tür ins Schloß. Wieder Stimmengewirr und stampfende Schritte. Dann wieder Stille.

Nur der Wind heult, der Fensterrahmen knarrt, die Flamme in der Lampe züngelt und flackert, und phantastisch tanzen die Schatten.

Ich lausche angestrengt. In der Zelle unter mir haben sie einen „Neuen“ gebracht. Wer ist es? Ein Fremder, ein Freund? Ein Genosse oder ein Krimineller? Was droht ihm? Der Galgen? Oder bloß Kerker? Ich lausche. Wird er nicht klopfen? Nicht seinen Namen nennen? Nein, es bleibt still. Nur der Wind singt sein Lied.

Ich lege das Ohr an die Wand — alles still. Kein Laut.

Vielleicht weiß er nicht, daß jemand über ihm sitzt. Ich nehme den Metallbecher und kloppe leise an die Wand: ta ta — tatata — tatata — tatata — leise rhythmisch. „Wo woh?“ — „Wer seid Ihr?“ Aber ich komme nicht zu Ende. An der Türe ein leises schleichendes Geräusch. Schnell ist der Becher versteckt. Ich liege auf dem Rücken, mit verschränkten Armen, mit künstlich gleichgültigem Gesicht. Ich schaue nach dem Guckloch an der Tür. Ein entzündetes trübes Auge richtet seinen Blick auf mich. Ich erwidere den Blick und fühle wie etwas Feindseliges wider meinen Willen aus meinem Auge spricht. Da wird das Guckloch wieder geschlossen und anstelle des Auges grinst hinter der kleinen Öffnung die dunkle Metallplatte.

Nun bin ich wieder allein. Mit dem Klopfen ist es heute nacht zu Ende. Sonst werde ich angezeigt.

Uebrigens scheint der Neue das Klopfen nicht zu verstehen. Morgen muß ich versuchen, ihm das Klopfsalphabet zuzustellen. Durch wen? Ich überlege. Denke an verschiedene Kriminelle, die Zutritt zum unteren Korridor haben. Am einfachsten wäre es ja, den Brief durchs Fenster an einem Strich hinabzulassen. Doch das ist gefährlich. Die Posten haben Befehl zu feuern, sobald sich jemand am Fenster zeigt. Ich werde mit Butkewitsch sprechen. Der hat als Putzer zu allen Zellen unseres Korridors Zutritt. Vielleicht kann er mir helfen. Es eilt ja auch nicht. Morgen wird sich schon ein Weg finden. Ich schließe die Augen und versuche zu schlafen. Lange höre ich noch das Knarren des Fensters, lange höre ich noch das Deulen des Windes . . . Dann aber allmählich legt sich bleierne Müdigkeit wie ein Keifen um die Stirn, und ich schlafe ein. . . .

Langsam dreht sich der Schlüssel im Türschloß. Einmal. Zweimal. Knarrend geht die Türe auf. Penetranter Geruch von Dutzenden von Paraschas schlägt vom Korridor in die Turmzelle. Ich öffne die Augen. Es dämmert kaum. Gähnend steht der Wärter in der Türe, nestelt am Gurt, steckt den Revolver zurecht. „Guten Morgen“, „Guten Morgen“. Klappernd mit den Holz-pantoffeln auf dem steinernen Boden, klirrend mit den eisernen Ketten, läuft Butkewitsch, der Korridorputzer, hin und her. „Guten Morgen“, — „Guten Morgen“. Er läuft ans Fenster, reißt es auf, und kühlend neßt die frische Morgenluft mir das Gesicht. Ich wende den Kopf zum Fenster, atme in vollen Zügen die Luft ein. Da gewahre ich im fahlen Morgenlicht auf dem Fensterbrett etwas Weißes: einen kleinen Zettel. Schnell sehe ich weg, damit der Wärter nicht der Richtung meines Blickes folgt. Doch er hat nichts gemerkt. Noch immer macht er sich gähnend am Revolver zu schaffen. Wieder klirren die Ketten und klappern die Pantoffeln. Butkewitsch bringt die leere Parascha. Schnell wechseln wir einen Blick des Einverständnisses. Dann nimmt er die leer-gebrannte Lampe vom Tisch, und die Tür fällt dröhnend ins Schloß. Zweimal dreht sich der Schlüssel. Ich bin wieder allein.

Einen Blick aufs Guckloch in der Tür. Nein, niemand. Ich nehme den Zettel vom Fenster. Ich kenne die Handschrift: ein Genosse vom Unteren Korridor schreibt mir. „Genosse! Gestern nacht hat man einen Neuen gebracht. Du kennst ihn nicht. Er sitzt unter Dir im Turm. Morgen wird er zur Hinrichtung transportiert. In unserer Zelle sitzen seine Freunde. Sie wollen ihm einen letzten Gruß senden. Jede Verbindung mit seiner Zelle im unteren Korridor ist abgeschnitten. Versuche den beiliegenden Zettel zu ihm zu schaffen. Es sind letzte Abschiedsgrüße. Dank im voraus. . . .“

Den ganzen Vormittag gehe ich in meiner Zelle auf und ab und überlege. Unten ist die Verbindung mit ihm abgeschnitten. Es gibt nur ein einziges Mittel: Ich muß ihm den Brief durchs Fenster zustellen. . . .

Als ich um 12 Uhr das Mittagessen in Empfang nehme, raune ich Butkewitsch zu: „Das Telefon!“ Er nickt! Eine halbe Stunde später bringt er mir heißes Wasser für den Tee. Der Wärter bleibt in der Türe stehen. Butkewitsch macht sich am Tisch zu schaffen. Der Wärter wird ärgerlich. „Na, wird's bald?“ Da beginnen zwei Kriminelle in dem Korridor Siret. Unschlüssig, um den Wärter abzulenken. Laut hallen die Schimpfworte. Der Wärter geht hinaus. „Wollt Ihr wohl Ruhe halten!“ Butkewitsch benutzt den Augenblick, zieht unter seiner Jacke ein Bündel hervor, wirft es schnell unter meine Krißsche, und geht dann auch hinaus. Auf dem Korridor ist es wieder ruhig, der Wärter kommt zurück, läßt seine Blicke prüfend durch die Zelle schweifen und geht dann

auch hinaus. Die Tür fällt ins Schloß, wieder knarrt zweimal der Schlüssel, und wieder bin ich allein. Das „Telephon“ liegt unter der Pritsche: ein langer Strid aus Fäden von Bettdecken zusammengesetzt. Der Zettel ist in einer Spalte der Wand verheftet. Ich muß warten. Ein dreifacher Ring umgibt das Gefängnis. Innen im Hof Gefängniswärter und Feldjäger, draußen vor der Mauer, Schutzleute. Gerade vor meinem Fenster — ein Feldjäger. Der muß es sehen, wenn ich das „Telephon“ hinablasse. Doch ich habe Glück. Heute abend soll ein Feldjäger auf Wache kommen, der mit uns heimlich sympathisiert. Der wird schon ein Auge zudrücken. Und die Außenposten werden es nicht so schnell merken. Ich mache alles für den Abend zurecht. Schreibe ein Klopfsalphabet mit Erläuterungen, damit der Genosse wenigstens die letzte Nacht mit mir sprechen kann. Vielleicht hat er letzte Wünsche zu übermitteln, letzte Grüße . . .

Es dämmt. Ich hocke auf dem Fensterbrett. Im Garten des Gefängnisdirektors, draußen vor unserer Mauer räkeln sich die Schutzleute. Innen im Hofe, vor dem Fenster, steht der Feldjäger. Sieht er mich nicht? Will er mich nicht sehen?

Ich stecke die Hand zwischen die Gitterstäbe und lasse langsam das „Telephon“ hinab. Unten baumelt der Brief. Nach meiner Berechnung muß er jetzt vor seinem Fenster sein. Aber niemand greift danach: das Seil spannt sich nicht. Ich klopfe an die Wand, um den Genossen aufmerksam zu machen. Keine Antwort. Das Telephon baumelt im Winde. Vielleicht kann er's nicht greifen, weil es so hin und hergeht. Ich ziehe das Telephon wieder herauf, beschwere es mit dem Metallbecher und lasse es hinab. Gerade gespannt hängt jetzt der Strid. Jetzt muß der Brief vor seinem Fenster sein. Ich klopfe mit dem Fuß auf den Boden, klopfe mit dem schweren Holzschemel. Laut. Er muß es hören. Aber unten bleibt alles still. Keine Hand greift nach dem Brief.

Der Feldjäger wird unruhig. Er winkt mir und macht mir Zeichen. Ich soll aufhören. Ich beachte es nicht. Die Schutzleute an der Außenmauer haben es auch bemerkt. Laut tönen ihre Stimmen. „Hundesehn! — mach, daß Du fortkommst vom Fenster!“

Jetzt gilt es. Länger kann ich nicht bleiben. Gesehen hat man mich ja doch schon. Ich presse das Gesicht an die Fensterstäbe und rufe: „Genosse! Genosse! Warum nehmen Sie den Brief nicht?“ — „Hundesehn! Wird's bald! Wir schießen!“ Und schon greifen sie nach den Gewehren. Ich lausche — noch einen Augenblick, sonst ist's zu spät. Da dringt eine Stimme von unten herauf, stammelnd und klagend, leise und kraftlos, so leise, daß ich das Gehör anstrengen muß, um zu hören: „Genos—se . . . Ich kann . . . den Brief . . . nicht . . . nehmen. Beim Verhör . . . hat man . . . mir . . . beide Arme . . . gebrochen . . . Genosse . . . leb wohl . . .“ Leise und klagend tönt die Stimme und bricht plötzlich ab.

Ein wütendes Winken des Feldjägers; die Schutzleute vor der Mauer haben schon angelegt. Mit einem Aud reihe ich das Telephon nach oben, lasse mich vom Fensterbrett gleiten, verstecke alles schnell unter der Pritsche.

Es ist höchste Zeit gewesen. Aufgeschreckt vom Lärm, macht der Wärtter auf dem Korridor seine Runde. Und jetzt schaut sein Auge durchs Guckloch. Aber ich liege schon auf meiner Pritsche auf dem Rücken mit verschränkten Armen, und beruhigt geht er weiter . . .

Nachts, als es ganz still ist und draußen vor der Tür regelmäßiges Schnarchen ertönt, stehe ich auf und verbrenne alles: das Klopfsalphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Ruhig züngelt die Flamme zur Lampe heraus, ergreift das Papier und leckt gierig daran. Ein Häufchen Asche fällt auf den Tisch. Der Wind heult, fährt zwischen den Fensterritzen hindurch, und die Aschestückchen flattern durch die Zelle: das Alphabet, die Erläuterungen und die letzten Grüße.

Unten aber sitzt der, dem sie galten. Am Vorabend seiner Hinrichtung. Mit gebrochenen Armen. Und niemand, der ihm ein letztes Abschiedswort sagen könnte.

Der Wind heult. Unruhig flackert die Flamme. Phantastisch tanzen die Schatten. Am Fußboden bewegen sich zitternd die Aschestückchen.

Ich liege wieder auf der Pritsche. Hülle mich fester in den Pelz. Fröstle trotzdem. Schließe krampfhaft die Augen, beiße die Zähne zusammen. Im Ohre klingt mir noch immer leise klagend die stammelnde Stimme:

„Ich kann den Brief nicht nehmen, Genosse! Leb wohl!“

Neue Erzählungen.

Klara Wiebig: Das Eisen im Feuer. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Hier ist eine historische Zeit aufgerollt, die Sturmjahre um 1848 herum und später, da im vormärzlichen Berlin die Bürger vor das Schloß stürmen und in die Wärdeläden dringen, um Brot und Mehl für den Hunger zu erbeuten. Es ist ein gewaltiger Aufstand, mit dem das Buch beginnt, das Grollen des Volkes, wie es zum brausenden Protest antwacht und wie es dann weiter kribbelt in der Spießerwelt wie in einem aufgestocherten Ameisenhaufen. Aber Klara Wiebig bleibt nicht allzu lange streng beim Politischen, ihre Kunst ist zu sehr mit dem Menschlichen verbunden, daß ihr alsbald einzelne Gestalten ans Herz wachsen, die sie dann gewissermaßen auch in ihren Privatangelegenheiten belauscht. Und die vornehmste Privatangelegenheit

ist ja bei der Wiebig immer die Liebe. Zwar wird dieser Schmiedemeister vom Velle-Alliance-Platz zum Symbol, ein Werkzeug der Kraft, der wie das Eisen im Feuer, auch an der Erklarung des Volkes schmiedet, indessen wenn nach dem Revolutionssturm Stille eingetreten und die Treitmühle des Lebens wieder im Alltagstakt die Menschen ins Joch gespannt hat, dann fügt sich die Geschichte aus einem Abbild der Zeit zum Charaktergemälde, und Klara Wiebig eben nicht die Meisterin sein in der Schilderung lebkräftiger Sinnenmenschen, wenn sie nicht auch hier wiederum im Eheverhältnis des Schmiedemeisters Hermann Henze mit seiner älteren Meisterin tiefbohrend und feherisch das Verhältnis der Geschlechter beleuchtet hätte. So haben wir denn im Hauptteil des Buches eine Ehegeschichte vor uns, mit der die nebenhergehenden Liebesangelegenheiten des vielunvorbenen jungen Siegfried, der durch die Heirat mit der Meisterin zum Schmiedemeister wurde, in ihren Varianten verknüpft sind. Leise klingt hierbei die Tragik der alternden Frau an, die erfahren muß, wie junges Blut zu jungem Blut drängt, bis sie sich aus qualender Eifersucht zur Resignation durchringt. Schmiedemeister Hermann Henze aber steht lebensfrohen am Ambos — auch das Leben ist ja grausam und gibt dem Stärkeren, Tüchtigsten den Sieg — und hämmert, ein Repräsentant der neuen Zeit; draußen wird eben zum Krieg gerüstet gegen Oesterreich und sein starker Arm wird Taten vollbringen! Diese läßelkrassende Kriegsfreudigkeit schmeckt zwar ein bißchen sehr nach Patriotismus, doch soll diese stark herausgepinfelte Staatsbürgergung des Schmiedes uns die vielerlei seinen Züge nicht verleben, mit denen Klara Wiebig hier ihre Menschenpsychologie in ein vaterländisch-dynastisches Gewand gesteckt hat. Ihre Schilderungsfrische hat sich all die Jahre hindurch von Kesthetenbleichheit nicht anfränkeln lassen.

Paul Varsch: Von Einem, der auszog. (L. Steege, Schweidnitz.) Mit dem Untertitel: Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße ist eigentlich die ganze Signatur dieses vorrefflichen Buches schon gegeben. Landstrahenerlebnisse, Wanderburschenmüde haben uns gerade die neuen von Gorki beschrifteten Stromer- und Kundenromane viele beschert. Dieser Tischlerbub breitet vor sich selbst die Erinnerungen aus, die ihn vom schlichten in die Welt blidenden, mit einer unbestimmten Sehnsucht erfüllten Lehrling über nichterne Brotlämpfe hinweg Menschen und Dinge kennen lernen und sich zum reifen Menschen durchringen ließen, bis er das Glück und sich selbst fand und in dieser Befriedigung auch die Umwelt versöhnlich umarmte. Dieses fragende, suchende, staunende Menschenkind, dem die Tränen und die Demütigungen eines armen Daseinskampfes nicht erspart blieben, ist keiner der abenteuerreichen Proletarier der Landstraße, denen Geschehnis um Geschehnis wird und die nur mit diesen Begegnungen des Wanderlebens sich herumerschlagen, ohne auf anderes zu horchen, an anderes zu denken, ohne mehr als diese Augenblicke zu fühlen. Er ist ein Innerlicher, ja sagen wir ein Dichtergemüt. Wald und Feld, Straße und Dorf werfen ihm Geschenke zu, die sein Gemüt bereichern und ihn mehr und mehr aus der Wirral des Lebens zu Erkenntnissen führen. Nun sitzen wir aber nicht etwa vor Phantastereien oder einer Romantik, die eben romantisch bleibt. Alle die Schilderungen von Entbehrungen, Erniedrigungen, Enttäuschungen, von schlechter Behandlung, von schlechten Meistern, Anbill von den Mitgesellen oder Wandergefährten, von Hunger, Kälte, Strapazen und harter Arbeit, wie harten Herbergsnächten atmen Wirklichkeit, tragen den Stempel des Selbsterlebens. Doch über der prosaischen Seite schimmert das Gold der Poesie. Nicht daß Paul Varsch seinen Stil ins Rosenrote und Schwärmerische verböge, es gibt keine klingende Lyrik oder literarisch gefüllten Sätze, aber es ist etwas mit schwingend in seinen schlichten sachlichen Ausführungen, das ich den unterirdischen Dialog nennen möchte. Eine Auseinandersetzung ohne Worte, nur in der Art der Darstellung fühlbar, wie sich der Autor, der sich mit seinem schlesischen Wandersmann identifiziert, mit allem, was ihm begegnet, abfindet und es zu seinem Heil verarbeitet. So wird das Wanderjahr eben zum Seelenjahr, die Liebe ohne Niedrigkeit, das Menschentum, das auch der Kernste in sich zum Leuchten bringen kann, tritt zu ihm auf seinen verschlungenen Wegen.

John Galsworth: Das Herrenhaus. (Bruno Cassirer, Berlin.) Der englische Gesellschaftskritiker John Galsworthy geht der schreienden Tendenz aus dem Wege, er liebt es, beinahe in der mäden, überobjektiven Art eines Hermann Bang die Dinge lebendig werden zu lassen in ihrem eignen innersten Wesen. Das Herrenhaus, das Haus des Reiches mit seinen Jagdfeiern, seinen Flirts, seinem geschäftigen Müßiggang, seinen hohlen Typen, die nur ihrem Genuß, ihren Irrtümern leben, mit den Mondänen, die junge Männerherzen bestücken und verraten, diese ganz emsige und doch wie faules Gewässer stagnierende Drohnwelt mit dem Aufrubr ihrer engen Gefühle spiegelt sich in des Autors klüher Beschreibung. Aber dann zeigt sich in den Kapiteln über dem lächerlich-äufserlichen Wust eines sogenannten Gesellschaftslebens auch die Tragik, wie diese materiellen Larven leiden können und ihr Schicksal für sich haben. Wie das Mutterherz überall das gleiche ist, besorgt, wogend, helfend, opferfreudig. Wie über den Gutschof, das Herrenhaus, das Gewitter ziehen und der Stand nicht über Unglück hinwegzusehen vermag. Galsworthy ist keiner der Propheten, die zum Kampf aufrufen, er möchte die Versöhnung, einen Ausgleich, ein Verstehen. Etwas Tolstojisches geht durch seinen Sarkasmus. Das Gebilde Gesellschaft ist ihm nicht so sehr ein Angriffsfeld, als vielmehr eine Natur-

erschienen. Etwas aus tausend Faktoren Gewordenes und Gewachsenes, das eher zu bedauern als zum Haß hindrängt. Und wie er der Struktur dieses Gebildes nachgeht, wie er den Organismus der Gesellschaft sezirt, mikroskopisch untersucht und in Präparaten vorlegt, vor allem nicht nur mit dem Sozialen, sondern auch mit der menschlichen Natur rechnet, das gibt den Bildern Galtsworths gleichsam ihre vierte Dimension. Uneinfaßbares, Ewiges, Mätfelhaftes fladdert über die Schilderungen sozialer Überschichten, und der Autor selbst schaut vom Postament eines „Weltgeistes“, nicht vom Richterstuhl, in die Klassenwelt und ihre Unstimmigkeiten. Daß eine spezifisch englische Klassenwelt im Brennspiegel eingefangen, machen die Standes- und Sittengemälde vom kulturellen Standpunkt aus noch interessanter. I. V.

Kleines feuilleton.

Der Mensch als Vernichter. Dede und traurig die Heide, kaum das Zirpen einer Meise, der schwächere Gesang eines Laubvogels am Seeufer. Gerade Baumreihen, wie abgesteckter Räume Stangen, nur hier und da ein kümmerlicher Busch, dem Weile des Nimmernüden Försters entgangen. Kein hohler, alter Ueberständer, kein Bruchholz. Leer und traurig: Der moderne deutsche Wald. Ueber dieser Holzammer schwebt kein stolzer Raubvogel, längst verschwanden Hohltaube, Wiedehopf und Schwarzspecht. Die letzten Wanderfallen fielen dem Forstgehilfen für gutes Schußgeld zum Opfer, der letzte Habicht ward am Horst niedergeknallt, seine hilflosen Dungenjungen verhungerten. . . Die beiden kleinen Lauerer auf dem See sind schon dem Tode geweiht — täglich lauert der Nebierförster auf die Gelegenheit, ihnen das Lebenslicht auszublauen, verspricht ihm doch der Seepächter klingenden Lohn, wenn er die bösen Fischräuber vertilgt. Auch des bunten Eisvogels Tage sind gezählt, und wehe dem letzten Reiberpaare, sollte es im Forste horsten wollen. Leer und öde die Flur, der Wald. — Was weisse Nordbuben übrig ließen, fing der Vogelhändler mit der Keimrute, im Garn, der Förster mit Sprengel und Schlinge. Er schlug die wertlosen Wäpche, die Weichhölzer, keinen Mistplaz ließ er übrig. Holz! ist die Lösung, Profit! das Feldgeschrei. . .

Es gab einmal einen Wald, einen deutschen Wald. . . Da grohnte die Schnepfe, da sang der Urhahn, da schlugten Fink und Sprosser. Da kreiste der mächtige Adler im Himmelsblau, der Falke rief, die Lauerer quurrten. Da schwebte der Fischaar über dem Waldsee, da rauschten der Enten bunte Geschwader, da rief der Kranich, flichte der Reiher, da brüllte die Mohrdornmel in traumschwerer Frühlingsnacht und der Uhu mähte im Lamm. Dahin. . . Ich kenne sie noch, die schöne, frohe Heide, den lebendigen Wald. Von drüben her, vom Osten. Dort jubelt's und singt's zur Hezzeit in allen Wäpchen, dort ruft der große Specht seinen Einsamkeitschrei, dort rodel und faucht der Spielhahn, der Urhahn wegt, und der wilde Jäger jagt in wilden Nächten. — Altvater gab Raum dem Habicht wie der Taube, dem Adler wie dem Fink, der Gule wie dem Raben. Nur dem Menschen nicht. Der will allein sein.

Wie arm ist unser Land an Arten, wie räumte menschlicher Unverstand unter den Schätzen unserer Welt auf! Blätterte wir im Buche der Erdgeschichte. Er ist der Jüngste der Erdgeschichte. Er verstand es, dem Mammut, dem Mastodon, dem wollhaarigen Nashorn Fallen zu stellen, und hat fäckerlich mit zur Vernichtung dieser Tiere beigetragen. Er half beim Niedergang des Höhlenbären, des Wildbären. Er rottete die Wildpferde aus, die zur späteren Eiszeit in riesigen Herden die Steppe bevölkerten, schlachtete das Renntier in Massen, vernichtete den Riesenhirsch, den Dreißtirnelt, rottete den Urbison und den Urochsen aus. Je verbollkommener die Waffen wurden, desto mehr litt die Tierwelt: Der Mensch rottete den Wisent bis auf wenige Reste aus, vernichtete in sinnlosem Wüten die gewaltigen Bisonherden Amerikas, brachte das Wildkamel fast zum Aussterben. — Er brachte es fertig, in wenigen Jahrzehnten den asiatischen Edelhirsch auf den Aussterbeetat zu bringen, den Davidischen Schwanzhirsch in Nordchina so gut wie zu vernichten, den Hal in unzugängliche Teile Tibets zu verdrängen, den Moschusochsen in den wildesten Polarregionen in seiner kläglichen Existenz zu bedrohen. — Er rottete auf Madagaskar die Riesenstrauße aus, die Moas auf Neuseeland, das Gryptotherium in Patagonien, die Riesensäugetiere, die Riesengürteltiere. — Er vernichtete den prächtigen „Waldrapp“, den europäischen Ibis, schlachtete die letzten hilflosen Dromen, den „Dodo“ und den „Einsiedler“ auf Mauritius, Reunion und Rodriguez, vernichtete den Riesenal, rottete Stellers Seeloh aus, verfolgte die letzten Vorrentiere um ihres Fleisches willen, hat die Labradorente ausgerottet und vernichtete die Massen der Wandertaube. — Er löschte den Walliser Alpensteinbock von der Liste unserer Wildarten, brachte den Piemonteser Steinbock an den Rand der Vernichtung, hat den Wiber in Europa und Asien fast vernichtet, nur noch wenige Saigaantilopen und Wildpferde in Asien übriggelassen, die Riesenschildkröten verschwinden lassen bis auf wenige Reste. — Er vernichtete die Paradiesvögel und Edelreiter, um die Hülte seiner Weiber mit deren Federn zu schmücken, hat den Elg, das sibirische Reh, den Elefanten, das weiße Nashorn bezimiert, das Quagga ausgerottet, das Johnsongnu bis auf wenige

Stücke vernichtet, das südafrikanische Weißschwanzgnu, das Burghellzebra ausgerottet, die Elenantilope und das große Rudu an den Rand des Unterganges gebracht. Er hat die Gorillas und Schimpansen reduziert, daß man um ihr Fortbestehen besorgt sein muß, hat den freilebenden afrikanischen Strauß zum großen Teile vernichtet, hat den Pampashirsch, die Gürteltiere fast ausgerottet, den Fobel selten gemacht, die amerikanischen Wiber und Wiberatten zum großen Teile vernichtet. — Der Seeelefant ist selten geworden, das Balroß gefährdet, der Grönlandwal so gut wie ausgerottet, der Seebär zum großen Teil vernichtet, ebenso der Seelöwe, der Schweifwiber, der Seeotter, der Chinchilla und andere Pelztiere. Lauter harmlose, zum Teil nützliche Tiere! Nun erst die Raubbögel und die sogenannten „schädlichen“ Säuger! Der herrliche Bartgeier ist in den Alpen vernichtet, größerer Adler, Raben, Normorane, Schwarzstorch, Wä, Luchs und Wiblage sind in Deutschland fast zu sagenhaften Tieren geworden. . . .

Erge b. Kap-herr.

Literarisches.

Vom Urbild des Tartarin. Daudets „Tartarin“ — in Neclams Universalbibliothek kauft man diese Dichtung echten Humors für 20 Pf. — soll in Paris auf der Bühne vorgeführt werden. Aus diesem Grunde hat ein Vertreter einer Pariser Monatschrift die Witwe des Schöpfers der berühmten komischen Figur aufgesucht, um aus ihr herauszubekommen, wieviel Wahres und wieviel Erfundenes am Tartarin sei. „Mein Mann hat beim Schreiben seines Tartarinromanes wenigstens ebensoviel Genuß gehabt, wie die Leser bei der Lektüre“, so meinte Frau Daudet, „ich habe ihn oft lachen hören, wenn er in seinem Arbeitszimmer neue Heldentaten Tartarins ersand.“ Die Leser des Romans haben zwar alle gelacht, erzählte Frau Daudet weiter, nur die Leute von Tarascon lachten nicht von Herzen; im Gegenteil, der Roman machte in Tarascon zunächst böses Blut. Schmähbriefe, ja selbst Drohungen mußte Alfons Daudet einstecken; seit langem aber steht er glänzend gerechtfertigt da, denn in Tarascon hat man mittlerweile eingesehen, welch große Dienste Daudet dem Lande geleistet hat, indem er den Fremdenstrom dort hinlenkte, und man hat ihn daher durch ein Denkmal geehrt, ja man zeigt in Tarascon sogar das Haus Tartarins mit einem Affenbrodbaum in einem Blumentopf! Hat es nun wirklich ein Urbild Tartarins gegeben? Gewiß, wenn es mit dem Tartarinhaufe in Tarascon auch nicht seine Richtigkeit hat, der gewaltige Löwenjäger und Bergsteiger ist keine freie Schöpfung der Daudetschen Phantasie, sondern der Dichter hat wirklich mit seinem Tartarin zusammen in Algier Jagd auf den Löwen gemacht (wenn er ihn auch nicht erlegt hat) und manchen guten Humpern geleert. Der Humor der Sache aber ist, daß der berühmte „Tartarin aus Tarascon“ gar nicht aus Tarascon ist, sondern aus der Heimatstadt Daudets, aus dem benachbarten Nîmes stammt. Aus Achtung für seine Heimat wollte Daudet Nîmes nicht mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen und wählte daher Tarascon. Gleich beim Beginne der Veröffentlichung (der „Tartarin“ erschien zuerst im „Figaro“) mußte Daudet seinen Helden umtaufen. Tartarin hieß nämlich ursprünglich Barbarin. Sobald der „Figaro“ die ersten Nummern mit dem neuen Roman „Barbarin von Tarascon“ herausgebracht hatte, ging von einer ehrsamten Familie Barbarin, die wirklich in Tarascon lebte, ein Schreiben ein, sie fühlte sich durch den Roman beleidigt, und sie zwang auf gerichtlichem Wege den Dichter und die Zeitung, das gefährliche W zweimal durch ein Z zu ersetzen. Wenn die Familie Barbarin nun auch befähigt war, Tarascon war es noch nicht, um so mehr, als „Tartarin in den Alpen“ die Tarasconesen mit neuer Lächerlichkeit überhäufte. Man drohte, den Dichter Daudet in der Rhone zu ersäufen, bis sich allmählich doch die Gemüter beruhigten und man im Süden Frankreichs einsah, daß dieses wirklich ein dummer Streich sein würde. So schlug die Stimmung um, und seitdem ist Tartarin der anerkannte Nationalheld von Tarascon.

Haushirtschaft.

Hat der Spargel Nährwert? Die Gepflogenheit unserer Köchinnen, das Spargelwasser wegzugießen, beruht auf einem Irrtum. Denn wie die Analysen unwiderleglich zeigen, enthält das Wasser die eigentlichen Nährwerte des Spargels, während dieser selbst nichts weiter als einen angenehmen Gaumentzettel darstellt. Der Nährwert des Spargels als solcher ist sehr niedrig einzuschätzen, aus dem einfachen Grunde, weil das, was die Pflanze als Nährsubstanz enthält, durch den Kochprozeß, ja selbst schon im kalten Wasser rasch extrahiert wird. Nur der zehnte Teil der rohen Spargelstange ist feste Substanz und von dieser sind 70 Proz. in kaltem und 80 Proz. in kochendem Wasser löslich. Daraus folgt, daß der Kochprozeß einen beträchtlichen Teil des Rohmaterials dem Wasser, in dem der Spargel gekocht wird, zuführt. Da diese Rückstände sich aus Zucker, Eiweißstoffen und allen phosphorsauren Salzen zusammensetzen, so ergibt sich der hohe Nährwert der Spargelbrühe von selbst. Der Zuckergehalt des Spargels beträgt im Durchschnitt 3,6 Proz., die Eiweißsubstanzen 3,8 Proz., die Zellulose 1 Proz. und die Mineralstoffe 0,80 Proz. Die beste Varietät enthält im übrigen viel weniger Zellulosestoffe als die hiesige und scheidet beim Kochen auch mehr wasserlösliche Stoffe aus als die fleischige weiße Stange.